

Elisabeth Bauer

MEIN LEBEN UND ICH

... eine unglaubliche Liebesgeschichte

© Elisabeth „Lilly“ Bauer, 2018

Autorin und Fotos: Elisabeth Bauer

Cover-Grafik: Daniel Schaub

Lektor: Dr. Manfred Greisinger www.stoareich.at

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH,

Wien

ISBN

978-3-99084-145-7 (Paperback)

978-3-99084-146-4 (Hardcover)

978-3-99084-147-1 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile,
ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
ist ohne Zustimmung des Verlages und der
Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für
die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verarbeitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Meinen Ahnen.

Meinen Eltern.

Meinem Mann
und meinen Geschwistern
in Liebe gewidmet.

Mein Leben ist in mir,
mit jeder Erinnerung
erschaffe ich es wieder neu.

ElBa

*Die Form der Erinnerungen
bringt uns eine neue Zukunft.
Es ist ein Aufwerten der Geschichte
in der Wunderkammer der Fundstücke.*

ElBa

~ Love ~

Lebensinhalte

FUNDSTÜCKE

S. 7

Sein oder Nicht-Sein

Kindheit mit Ecken und Kanten –

Diamantschleiferei

Freiraum bis zu einer gewissen Grenze

Alle Jahre wieder

Leben – ein Werden und Vergehen

Dem Leben und der Liebe vertrauen

Kinderlos – trotz allem Frau sein

Beruf als Berufung – Inselhüpfen

Aufbruch zu neuen Ufern

Abtauchen in tiefste Tiefen

Zeit der Losgelassenheit

Eine wundersame Reise

Ich trage mein Leben in mir

Es fängt was Neues an

Das Streben nach Glück

Menschsein und Mitmenschsein

Alles, was bleibt

Ahnenschaft

Nachwort

In Dankbarkeit

Bibliografie

Die Autorin

FUNDSTÜCKE

*„Jedes Menschenkind ist ein Versuch Gottes,
sich selbst in die Welt zu bringen.“*

Irina Rauthmann

Sein oder Nicht-Sein

Geboren und aufgewachsen auf einem kleinen Bauernhof in einem Dorf im Mühlviertel. Eingebettet in eine große Familie: fünf Schwestern, fünf Brüder. Meine älteste Schwester Luise Elisabeth, die Erstgeborene, kam mit einem Herzfehler zur Welt und wurde gerade einmal fünf Monate alt.

Meine Eltern wussten von Anfang an, dass Luise durch ihre Krankheit keine Chance zum Überleben hatte. Die Medizin war 1953 noch nicht soweit, um den Herzfehler operieren zu können. Papa sagte immer, Luise war ein sehr aufgewecktes, fröhliches Kind, welches ihnen viel Freude machte. Der Tod von Luise Elisabeth war für meine Eltern sehr schlimm, ein unendlicher Schmerz, galt sie

doch als das erste Geschenk, welches sie als junge Familie erhalten hatten.



Mein jüngster Bruder, das 11. Kind kam in die Familie, um gleich wieder zu entschwinden. Meine Mutter war mit ihm im vierten Monat schwanger, als sie eine Fehlgeburt erlitt. Früher sagte man dazu sie „verlor“ das Kind. Dieses „Verlieren“ meines Bruders war für mich ein sehr eindringliches Erlebnis, es war im wahrsten Sinne des Wortes in mich eingedrungen. War ich doch unmittelbare Zeugin dieses Geschehens. Es geschah im Sommer 1971, damals war ich gerade mal elf Jahre alt. Mein Vater arbeitete in der Nachtschicht in den *Voest Alpine* Werken, meine älteren Geschwister waren außer Haus. In dieser Nacht schlief ich im Bett meines Vaters, um morgens meiner Mutter bei der Arbeit im Stall zu helfen. Plötzlich wurde ich durch ein undefinierbares Geräusch

geweckt. Ich tastete nach meiner Mutter, doch sie war nicht da. So habe ich mich, irgendwie Schlimmes ahnend, auf die Suche nach ihr gemacht. Ich hatte Angst, es war dunkel und ich hörte nur ein leises Wimmern. Schließlich fand ich Mami, so nannten wir sie immer, blutend im Klosett auf dem Boden liegend. Sie war kreidebleich und wimmerte nur vor sich hin. Ich fühlte mich in diesem Moment völlig überfordert und wusste nicht, was ich tun sollte. Ich lief zum Nachbarn und klopfte diesen aus dem Schlaf. Alles ging dann ganz schnell. Der Nachbar rief die Rettung an, dazu musste er ins nahegelegene Gasthaus gehen, denn dort befand sich das „Dorftелефон“. Damals gab es nur ein Telefon im ganzen Ort - das kann man sich heute überhaupt nicht mehr vorstellen. Bevor meine Mutter mit der Rettung abtransportiert wurde, sagte sie: „Ich glaube, ich muss sterben. Ich komme nicht mehr nach Hause!“

Da stand ich nun und wusste nichts damit anzufangen. Ich hatte den Schock meines Lebens. Fühlte mich schuldig, warum auch immer. Wahrscheinlich, weil ich das Gefühl hatte, für meine Mutter nicht genug getan zu haben. Ich dachte, wenn ich sie rechtzeitig gehört hätte, hätte ich vielleicht Schlimmeres verhindern können. Ich wusste damals nicht einmal, dass meine Mutter schwanger war und auch nicht, was das überhaupt heißt: einen Abortus zu haben. Dies war die einzige Information, welche ich bekam, aber mit dem Begriff *Abortus* konnte ich nichts anfangen. Niemand redete damals mit mir darüber – ich verstand die Welt nicht mehr. Möglicherweise habe ich hier einen meiner Glaubenssätze kreiert: Schwanger zu sein ist ganz schrecklich, und daran kann man sterben. Wahrscheinlich habe ich damals für mich beschlossen, keine Kinder zu bekommen. Das Ganze war für mich nur mit Dramatik verbunden. Ich fühlte mich

ohnmächtig und ausgeliefert. Später habe ich erfahren, dass wir einen Bruder in unsere Familie dazubekommen hätten. Meine Mutter überlebte, Gott sei Dank, das Ganze. Nach Mamis Wunsch hätte das „verlorene Kind“ Helmut geheißen. Interessanterweise kam nach etwa 20 Jahren tatsächlich Helmut in Form meines zweiten Ehemanns in mein Leben. Dieser kam, um zu bleiben. Welch Laune des Schicksals.

Zwischen diesem Spannungsbogen, dem Tod meiner Schwester und dem Tod meines Bruders, bin ich aufgewachsen. Zu beiden habe ich eine große Verbindung. Trage ich doch den Namen Elisabeth, den zweiten Namen meiner Schwester. Auch wenn ich weder meine Schwester noch meinen Bruder jemals gesehen habe, so fühle ich mich heute noch mit beiden energetisch stark verbunden.



Mami mit Luise Elisabeth

*„Man muss die Dinge nehmen,
wie sie kommen. Und wenn sie nicht kommen,
muss man ihnen entgegen gehen.“*

Spruchwort aus Finnland

Kindheit mit Ecken und Kanten – Diamantschleiferei

Die Schwangerschaft mit mir war für meine Mutter, den Erzählungen nach, sehr überraschend. Meine Eltern saßen gerade beim Mittagstisch, als ich mich das erste Mal anmeldete. Nach fünf Monaten machte ich mich mit einem Tritt gegen die Bauchdecke meiner Mutter bemerkbar. So nach dem Motto: „Ist da jemand? Warum nimmt hier keiner Notiz von mir?“ Mami muss der Schreck in alle Glieder gefahren sein. Denn ihr fiel dabei der Löffel aus der Hand, als sie kommentierte: „Um Gottes Willen, ich werde doch nicht wieder schwanger sein!“

Ich war nicht wirklich geplant, somit also auch kein Wunschkind, aber schlussendlich doch willkommen in der Familie. Sozusagen ein Überraschungspaket mit besonderem Inhalt.

Es war Februar und tiefster Winter. Als die Wehen zu meiner Geburt einsetzten, schneite es gerade sehr heftig. Der Nachbar musste erst mit dem Schneepflug die Straße räumen, damit die Hebamme überhaupt mit ihrem *VW Käfer* in unser Dorf fahren konnte. Es war eine sehr schwierige Geburt. Meine Mutter erlitt dabei einen hohen Blutverlust. Sie brauchte lange, um sich von meiner Geburt zu erholen, musste immer wieder mit Bluttransfusionen versorgt werden. Mein Vater sagte später einmal zu mir: „Du hast deiner Mutter beinahe das Leben genommen, sie brauchte lange, um sich davon zu erholen.“ Nicht wirklich schön für mich zu hören, dass ich meiner Mutter so viel abverlangte – ich fühlte mich tief in meinem

Inneren immer meiner Mutter gegenüber schuldig.

Damals gab es eigentlich nur Hausgeburten. Von 1953 bis 1964 kamen sieben Kinder zuhause am Bauernhof zur Welt. Die anderen Geschwister wurden in der katholischen Anstalt in Gallneukirchen, wo Mitte der sechziger Jahre eine Geburtenstation eingerichtet wurde, geboren. Die Hebamme war mit unserer Familie sehr beschäftigt. Sie betreute meine Mutter auch immer im sogenannten Wochenbett nach. Ich erinnere mich gerne daran, denn sie versorgte uns Kinder immer wieder mit diversen Probepackungen von Babynahrung. Ich kann mich noch ganz gut an die Packerln für Brei erinnern. Diese schmeckten einfach köstlich.

Damals wurden die Babys noch straff im Wickelpolster gewickelt. Ich bin mir nicht sicher, ob dies die optimale Versorgung war. Ich kann mir vorstellen, dass es immer angenehm warm war, aber die Bewegungs-

freiheit war damit auch stark eingeschränkt. Einmalwindeln gab es zur damaligen Zeit noch nicht. Das Waschen von Stoffwindeln gehörte für uns Kinder zu unserer täglichen Arbeit. Erst wurden die Windeln in einem Kübel eingeweicht und dann von Hand gewaschen und geschrubbt. Diese Arbeit zählte nicht wirklich zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Aber so wurden wir unter anderem auf ganz natürlichem Weg mit der Arbeit einer Hausfrau und Mutter vertraut gemacht.



In unserem Dorf gab es einen Löschteich. Dort tummelte sich im Sommer immer die Jugend, um sich abzukühlen. Wir Kinder waren dort auch gerne, da es immer lustig zuging. Ich war vier Jahre alt und wollte ebenfalls dabei sein. Natürlich konnte ich noch nicht schwimmen, aber ich war eben ein neugieriges Mädchen. Der Löschteich

war eingezäunt und normalerweise auch versperrt, aber wenn die Erwachsenen kamen, dann war der Teich frei zugänglich. In einem unbeobachteten Augenblick schlängelte ich mich innerhalb des Zaunes an der Mauer entlang. Und schon war's passiert. Ich rutschte auf der glitschigen Mauer aus und fiel in den Teich. Karl, der Nachbarjunge, fischte mich so schnell wie möglich heraus und schubste mich über den Teichrand. Aber ich hatte doch schon einiges an Wasser geschluckt. Ich kann mich noch genau erinnern, welche Kleidung ich trug – eine rote Schürze mit einer großen aufgenähten Tasche und zwei Bändern an jeder Seite. Meine Mutter fiel aus allen Wolken, als mich Karl nach Hause getragen hatte und erzählte, was passiert war.

Von da an gab es ein Verbot, ohne Erlaubnis zum Teich zu gehen. Jedes Mal gab es Ermahnungen und teilweise auch Verbote. Heute noch habe ich das Geräusch in den

Ohren, als ich in die Tiefe des Wassers sank. In diesem Augenblick verspürte ich keine Angst, aber ich mag bis jetzt nicht gerne ins Wasser gehen, krampfhaft halte ich meinen Kopf über Wasser, es ist mir nach wie vor unheimlich. So etwas prägt einen fürs ganze Leben.



Als Kind war ich pausbäckig und kernig. Aufgeweckt und immer zu Späßen aufgelegt. Wusste mich gut durchzusetzen und konnte mich behaupten. Was in so einem großen Familienverband durchaus von Vorteil sein kann. Meine brünetten Haare zeigten, wenn die Sonne drauf schien, einen rötlichen Stich. Meine Geschwister neckten mich gerne damit, indem sie mich „Kupferdachl“ nannten. Mit meinen roten glatten Haaren und den Sommersprossen, welche sich Gott sei Dank nur im Sommer zeigten, konnte ich mich in der Kindheit nie anfreunden. Der